

Mehr als das halbe Leben: Meine sechs Berufe

Als Kaufmann im Büro

Ich war inzwischen fünfundzwanzig Jahre alt und fest entschlossen, auszuwandern. Indonesien befand sich zu diesem Zeitpunkt in einer Krise und war nicht erstrebenswert. So liebäugelte ich mit Kanada oder Australien. Weil aber so viele Deutsche nach dem Krieg auswandern wollten, gab es lange Wartezeiten. So nahm ich mir vor, zunächst eine kaufmännische Laufbahn in der Verzinkerei meines Onkels einzuschlagen.

Ich konnte nach wie vor bei meiner Mutter wohnen und fuhr ab dem 1. September 1952 jeden Tag mit meinem Rad nach Feuerbach ins Geschäft. Ich bekam den ersten richtigen Lohn – etwa zweihunderfünfzig DM netto im Monat. Die Arbeit fand ich jedoch gar nicht attraktiv. Auch ein etwa halbjähriger Buchführungskurs 1953 an einer Abendschule half nichts.

Ein Lichtblick in diesem Jahr war eine Reise über die Schweiz und Italien nach Südfrankreich mit dem Mercedes meines Onkels. Meine Cousine und deren Freundin sowie Doris und ich nahmen daran teil. Im Juli fuhren wir die mir bereits bekannte Strecke bis nach Genua, von dort dann allerdings nach Westen die Blumenriviera mit ihren vielen Oleanderbüschen entlang nach San Remo, Monte Carlo, Nizza, Cap d'Antibes, Cannes, Toulon bis Marseille. Weil wir keine Luftmatratzen hatten und an der Cote d'Azur im Zelt schlafen wollten, packten wir frisches Heu in

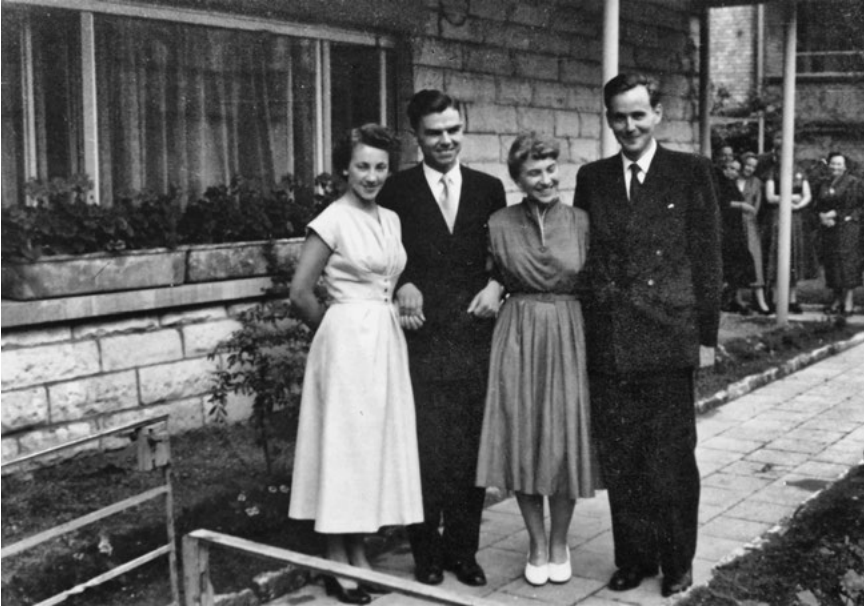
die Zeltplane und transportierten unser Nachtlager auf dem Dach des Autos mit. In Monte Carlo besichtigten wir das Spielkasino. Der zartbesaiteten Doris, die beim Anblick der Spielerinnen und Spieler offenbar an schlimme Spielerschicksale dachte, wurde es so schlecht, dass wir das Etablissement fluchtartig verlassen mussten. In Marseille verabschiedeten wir uns von ihr, die zu einem siebenmonatigen Aufenthalt in Barcelona mit der Bahn weiterfuhr. Deutsche Geschäftsleute in Spanien stellten vorzugsweise deutsche Mädchen, die die Sprache lernen wollten, für ein Taschengeld bei sich ein. Unser gemeinsames Abschiedessen war eine Bouillabaisse.

Anschließend fuhren wir von Marseille auf direktem Weg wieder heim und ich musste mich wieder der langweiligen Büroarbeit mit Schreib- und Rechenmaschine widmen. Das kam mir einfach zu blöd vor und ich war froh, als ich von einem ehemaligen Missionsarzt in Tübingen, den wir von Sumatra her kannten, auf Südwestafrika hingewiesen wurde. Dr. Dannert entstammte einer Missionarsfamilie aus Südwestafrika und ein Vetter von ihm lebte noch dort. Mit diesem setzte ich mich in Verbindung. Dem Vetter gelang es schließlich, einen deutschen Farmer auszumachen, der bereit war, mich für ein Jahr bei geringem Lohn aufzunehmen. Herr Rechholz schickte mir das für die Einreise benötigte Affidavit, also die eidesstattliche Verpflichtungserklärung, für meinen Unterhalt aufzukommen. So rüstete ich mich für die Auswanderung.

Als Farmer unter der Sonne Afrikas

Die Auswanderungsformalitäten nahmen sehr viel Zeit in Anspruch. Ich begann damit im Dezember 1953. Aber erst am 20. Juli 1954 konnte ich endlich an Bord der »Bloemfontein« gehen. Das Ticket kostete fast eintausend DM. Ich konnte nur noch fünfundvierzig englische Pfund Bargeld mitnehmen, mehr hatte ich nicht. Zuvor unternahm ich aber nach Doris' Rückkehr aus Spanien noch eine schöne viertägige Moselreise mit ihr und meiner Mutter.

Doris war bereit, mir irgendwann, das hieß, wenn ich in Südwestafrika Fuß gefasst hatte, nachzureisen. Damals bereits dachte ich, dass ich, wenn



Verlobung der Geschwister Ruth und Doris mit Hein und Helmut

wir später tatsächlich zusammenleben würden, eine sehr mutige Frau bekäme. Wie es sich zu jener Zeit gehörte, kauften wir uns zwei Ringe und feierten sechs Wochen vor meiner Abreise unsere Verlobung.

Die gemeinsam erlebte Verlobungszeit betrug nur knapp sechs Wochen. Daran schloss sich eine über eineinhalbjährige Trennung an, die wir mit einem regen Schriftwechsel einigermaßen gut überstanden. Bestimmt fiel es mir in der Einsamkeit leichter zu warten als meiner Braut, die in Stuttgart vielen Verlockungen ausgesetzt war, sich einen bequemeren Freund zu suchen.

Unsere Verlobung war eine Doppelverlobung, denn mein Freund Hein Haffke verlobte sich am selben Tag mit meiner ehemaligen Freundin Ruth. Also verloren die Eltern Klemm auf einen Schlag ihre beiden Töchter an zwei Landwirte.

Vor meiner Ausreise erfuhr ich, dass mein früherer Schulkamerad Ulrich Dienstmann, bei dem ich früher in Schondorf immer heimlich

den englischen Sender hören konnte, in Kapstadt kurz vor meiner geplanten Ankunft eine ehemalige Schülerin aus Schondorf heiraten wollte. Ulli lebte in Kapstadt, um für seinen einstigen Budengenossen Jürgen Thorer und dessen Karakul-Imperium eine Pelzveredelungsfirma für das südliche Afrika aufzubauen.

Doris begleitete mich im Zug bis nach Mannheim. Dann ging es alleine weiter über London nach Southampton, wo alle acht Tage ein Passagierdampfer nach Kapstadt abfuhr. Die vierzehn Tage auf See waren eine schöne Erholung, und in Kapstadt begrüßten mich Ulli Dienstmann und seine Frau Wittl und luden mich zu sich ein.

Zufällig fand am nächsten Tag ein Empfang beim deutschen Konsul statt, der früher auch in Schondorf zur Schule gegangen war. Ich traf dort die Deutschen, die damals in Kapstadt lebten, vor allem aber Herrn Spitzner. Herr Spitzner war der Schwager von Jürgen Thorer und hatte die Aufgabe, die zwei riesigen Karakulfarmen in Südwestafrika, die Organisation, die die Karakulfelle kaufte, und den Veredelungsbetrieb in Kapstadt zu koordinieren. Er interessierte sich sehr für mich und wollte mit mir in Verbindung bleiben.

Ulli Dienstmann zeigte mir Kapstadts Sehenswürdigkeiten: The Gardens, den Tafelberg und Cape Point, die südlichste Spitze von Afrika.

Zu jener Zeit wurde gerade heftig über die Einführung der Apartheid diskutiert. Die Rassentrennung zwischen der weißen, schwarzen und farbigen Bevölkerung (Mischlinge) wurde in Südafrika zu Beginn der 1950er-Jahre offizieller Bestandteil der Politik. Ziel war die »gesonderte Entwicklung« der verschiedenen ethnischen Bevölkerungsteile, durch die das auf Rassenkriterien basierende Herrschaftssystem der privilegierten weißen Minderheit gesichert bleiben sollte. Die Apartheid wurde nicht schlagartig eingeführt. Als ich damals in Kapstadt war, studierten schwarze und weiße Studenten noch zusammen an der Universität, und auch in den Bussen und auf den Bänken gab es noch keine klare Trennung.

Nach einigen Tagen fuhr ich gen Norden nach Südwestafrika zu Herrn Rechholz auf die fünftausend Hektar große Farm Omatarassu, etwa fünfzig Kilometer von Omaruru entfernt. Dort betätigte ich mich ein Jahr als Farmgehilfe und bekam zehn englische Pfund im Monat. Wir bau-

ten Wege und Zäune, versorgten Großvieh und Karakulschafe, rodeten Büsche, um die Weiden zu erweitern, reparierten Windmotoren, die man zum Wasserpumpen brauchte, und bauten Schuppen und Ställe sowie Häuser für die Arbeiter und uns. Die Arbeit mit Karakulschafen, deren Lämmer wenige Tage nach der Geburt geschlachtet werden mussten – nur dann konnte man das Fell für Persianermäntel verwenden –, machte mir von Anfang an keinen Spaß. Weil aber die Karakulzucht neben der Rinderhaltung in diesem trockenen Hochland einer der Hauptbetriebszweige der Landwirtschaft war, musste ich mich leider damit abfinden.

Herr Rechholz hatte aus erster Ehe drei erwachsene Kinder. Der älteste Sohn arbeitete auch auf der Farm mit und war mir ein guter Kamerad und Lehrmeister. Nach dem Tod seiner ersten Frau heiratete Herr Rechholz erneut. So wurde das nicht gerade anregende Farmerdasein von fünf kleinen Kindern und familiärem Glück belebt.

Herr Rechholz gehörte – wie die meisten deutschen Farmer in Südwestafrika – zur großen Gruppe derer, die den Krieg über im Lager gewesen, aber dennoch nicht ausgewiesen worden waren. Diese Deutschen verhalfen der burischen »Nationalen Partei« im Jahr 1948 zur Mehrheit und ermöglichten dadurch erst die Einführung der Apartheidpolitik. Sie waren teilweise stark von nationalsozialistischem Gedankengut infiziert und hatten Krieg und Nachkriegszeit nur aus der Ferne erlebt. So mancher von ihnen hatte noch ein Hitlerbild über dem Klavier hängen. Eine Unterhaltung mit ihnen über Politik, speziell über Apartheidpolitik, war schwierig oder unmöglich.

Die Zusammenarbeit mit den Hereros und Ovambos, die auf der Farm arbeiteten, gestaltete sich völlig unproblematisch. Sie waren zuverlässig, sprachen Deutsch oder Afrikaans – die Sprache der Buren – und lebten mit ihren Familien abseits des Farmhauses in kleinen Hütten oder Häuschen. Die Hereros sind ein stolzes Hirtenvolk, Reste davon lebten damals im Norden Südwestafrikas. Ein großer Teil von ihnen wurde 1903 bis 1907 im Krieg gegen die Deutschen nach der Schlacht am Waterberg in die wasserlose Wüste getrieben. Die meisten sind dort verdurstet. Die Ovambos sind Ackerbauern, die fast fünfzig Prozent der Bevölkerung Südwestafrikas ausmachen und in einem großen Reservat im Nor-

den wohnen. Für jeweils achtzehn Monate wurden sie als Kontraktarbeiter angeworben, um bei den Weißen in den Minen, beim Fischfang oder auf den Farmen zu arbeiten.

Nach etwa sechs Monaten erschien unerwartet Herr Spitzner. Er machte mir das Angebot, nach Abschluss meines Vertrages bei Herrn Rechholz auf einer seiner zwei großen Karakulfarmen im Süden fest angestellt zu werden. Darüber freute ich mich sehr und nahm das Angebot gerne an. Nach insgesamt einem Jahr zog ich dann mit meinem Koffer nach Haribes, einer etwa achtzigtausend Hektar großen Farm in der Nähe von Mariental, die der Firma Thorer gehörte (80.000 Hektar sind 800 Quadratkilometer, der Kreis Esslingen zum Beispiel ist 641 Quadratkilometer groß). Die Gegend war noch trockener als der Norden Südwestafrikas. Wir hatten auf dieser Farm normalerweise achttausend bis zehntausend Karakulschafe und einige Hundert Stück Großvieh, dazu jede Menge Wild, Strauße, Springböcke und Kudus.

Die Farm hatte ein gewisser Herr Stauch aufgebaut, der vor dem Ersten Weltkrieg als Schutztruppensoldat nach Südwestafrika kam und nach dem Krieg dabei half, die Eisenbahnstrecke von Lüderitzbucht nach Keetmanshoop zu bauen. Er sah eines Tages in der Namibwüste, durch die die Gleise gezogen wurden, etwas blitzen. Er stellte fest, dass es Diamanten waren, und sicherte sich als Entdecker umfassende Rechte an der Ausbeutung der Edelsteine.

Mit dem vielen Geld kaufte er vor dem Ersten Weltkrieg zum Beispiel die Farm Haribes. Als mecklenburgischer Bauernsohn wollte er dieses Land zu einem Mustergut ausbauen. Sein Wohnhaus errichtete er auf einer Düne, die wir zu meiner Zeit noch durch die ständige Neuanspflanzung von Akazien befestigen mussten, sonst wäre sie mitsamt dem Haus davongeflogen. Herr Stauch hatte einen großen Damm errichtet, denn er wollte eine immense Fläche bewässern, »um später durch wogende Getreidefelder in sein Haus hinaufzureiten«. Wenn man aber in ariden, das heißt regenarmen Gebieten Land bewässert und nicht für genügend Entwässerung sorgt, versalzt der Boden und wird dadurch völlig unfruchtbar. So geschah es auch hier um das Haus herum. Es gab nur Brackwasser – salziges Wasser – und Salzbüsche.

Die Farm wurde zu meiner Zeit von Professor Schäfer geleitet. Dieser lehrte ein halbes Jahr an der landwirtschaftlichen Universität in Gießen und weilte ein halbes Jahr in Haribes. Nach der Niederschlagung des Herero- und Hottentottenaufstandes wollte Deutschland seine südwestafrikanische Kolonie entwickeln. Der damalige Gouverneur von Lindquist suchte Rat bei Herrn Thorer, dem großen Rauchwaren- und Fellhändler in Leipzig. Dieser empfahl ihm Karakulschafe. Die sehr genügsamen Tiere lebten damals nur in der Buchara und lieferten den begehrten Persianerpelz. Da Russland die Ausfuhr nicht erlaubte, wurden die ersten Tiere in die landwirtschaftliche Universität nach Halle geschmuggelt und dort vermehrt. Als eine genügend große Anzahl beisammen war, wurden sie nach Südwesafrika gebracht und dort mit heimischen Fettschwanzschafen gekreuzt. So entstand die Karakulwirtschaft in Südwesafrika, die zeitweise für die Farmer sehr lukrativ war.

Die Firma Thorer, die hauptsächlich mit Fellen handelte, wollte die Zucht verbessern und stellte deshalb Herrn Professor Schäfer an, der zusätzlich jedes Jahr einem Doktoranden aus Deutschland ein Stipendium für eine Doktorarbeit über ein noch unerforschtes Gebiet aus der Karakulzucht vermitteln konnte.

Ich hatte mich innerlich immer noch nicht mit der Mitarbeit auf einer Karakulfarm angefreundet, musste mich aber nun – da es an Alternativen mangelte – damit abfinden. Ich lebte gerne auf Haribes, zumal mir eine feste Anstellung in Aussicht gestellt wurde, sodass ich allmählich daran denken konnte, meine Braut aus Deutschland nachkommen zu lassen.

Doris hatte sich schon auf das Leben als Farmersfrau vorbereitet: Sie hatte eine Landfrauenschule besucht und sich prophylaktisch den Blinddarm entfernen lassen. Ich hatte nämlich gehört, dass es aufgrund diverser Umstände wie zu weiter Fahrten auf schlechten Wegen oder zuweilen tagelang unpassierbarer Reviere für akute Blinddarmoperationen manchmal zu spät sein konnte.

Inzwischen ergab es sich jedoch, dass ich auf eine andere Farm der Firma Thorer gehen sollte, mit Namen Duwisib, um dem herzkranken Verwalter vor Ort zur Seite zu stehen. Dort sollte ich einen Teil der Farm, Naudaus, selbstständig verwalten. Duwisib war »nur« 56.000 Hek-



Schloss Duwisib im Jahre 2013

tar groß, also etwas kleiner als der Landkreis Esslingen, und die Nebenfarm Naudaus war etwa halb so groß. Die Farm lag am Rande der Wüste Namib. Im Durchschnitt regnete es nur etwa hundert Millimeter pro Jahr. Hier lebten insgesamt sechstausend bis siebentausend Schafe und sehr wenig Großvieh. Die Firma Thorer hatte Duwisib zusammen mit Herrn Hirner, einem deutschen Fellhändler aus Barcelona, nach dem Zweiten Weltkrieg gekauft.

Vor dem Ersten Weltkrieg hatte Duwisib einem Baron von Wolf gehört, über den in Südwestafrika Folgendes erzählt wurde: Im Hottentottenaufstand stand an der Stelle, wo heute das Wohnhaus (Schloss) steht, ein Geschütz, für das Hans Heinrich von Wolf verantwortlich war und das er an die Hottentotten verlor. Über diesen Verlust und die Schmach war er so niedergeschlagen, ja verzweifelt, dass er auf Rat seiner Frau, einer reichen Amerikanerin, zu Professor Freud nach Wien ging, um seinen Komplex loszuwerden. Er bekam dort den Rat, an der Stelle, wo ihm seine Kanone abhandengekommen war, sozusagen als Kompensation dafür, eine wehrhafte Burg zu bauen, die dem Deutschen Reich

ohnehin nützlicher wäre als das verlorene Geschütz. Es wurde also das Schloss Duwisib gebaut. Steine gab es genug, aber Zement, Holz und alle zum Teil sehr wertvollen Einrichtungsgegenstände mussten mit Ochsenkarren von Lüderitzbucht durch die Namibwüste nach Duwisib gebracht werden. Schloss Duwisib wurde 1909 nach zweijähriger Bauzeit vom Ehepaar von Wolf bezogen.

Von Weitem sieht das Schloss aus wie eine Fata Morgana in der Wüste. Es wurde im Stil der nach Südwesafrika übergeschwappten wilhelminischen Neoromanik gebaut und hat einige Stilelemente der Gotik und der Renaissance. Das Schloss, eigentlich das Farmhaus der Familie von Wolf, macht den Eindruck einer zur Verteidigung geeigneten Festung mit Zinnen und Schießscharten, hat einen Innenhof mit Brunnen und einen kleinen Park.

Als der Erste Weltkrieg ausbrach und Südwesafrika von Südafrika besetzt wurde, wollte Baron von Wolf ins deutsche Heer eintreten. Es gibt zwei Versionen darüber, wie er außer Landes geschmuggelt wurde. Die plausiblere berichtet, dass seine Frau, die Amerikanerin, ihn in Walvis Bay in einem großen Überseekoffer – Baron von Wolf war 1,98 Meter groß – an Bord schmuggelte und dort so lange versteckt hielt, bis das Schiff die Dreimeilenzone passiert hatte. Baron von Wolf erreichte Deutschland, trat ins Heer ein, wie es sich für einen Adligen gehörte, und fiel am 4. September 1916 in der Schlacht an der Somme. Bevor sie nach dem Zweiten Weltkrieg nach Amerika zurückging, lebte seine Frau am Tegernsee in Bayern und in der Schweiz. Wenn sie nach ihrer Zeit in Südwesafrika gefragt wurde, antwortete sie stets dasselbe: »Ach, das war ein interessantes Experiment.«

Baron von Wolf war zeit seines Lebens ein großer Pferdenarr gewesen. Er hatte edle Trakehner Pferde nach Duwisib importiert, die infolge seines Weggangs mit der Zeit verwilderten. Wie ein Artikel in der »Zeit« vom 11. Juli 1998 unter der Überschrift »Kaiser Wilhelms wilde Pferde« von Hanno Heidrich beweist, gibt es sie heute immer noch in diesem Teil der Namib.

Herr Spitzner, der mich in Duwisib haben wollte, befürchtete damals, dass Herr von Kunow, der Verwalter der Farm, bald krankheitshalber

ausfallen könnte. Meine Frau und ich sollten an seine Stelle treten und im Schloss wohnen. Weil immer viel Besuch kam, musste vor allem die Schlossherrin, was den Haushalt betraf, topfit sein. Deshalb riet er uns, dass Doris nach ihrer Ankunft noch etwa drei Monate auf einer Farm das hinzulernte, was eine Farmersfrau wissen sollte: mit den Hilfskräften umgehen, deren Sprache sprechen, Kudus und Springböcke zerlegen, viele Übernachtungsgäste bewirten und eben als »Schlossherrin« auftreten, was sicher nicht jedermanns oder besser jeder Frau Sache ist. Doris störte diese Aussicht aber nicht, wie sie überhaupt allen, auch sehr ausgefallenen Forderungen, Wünschen und Vorschlägen gegenüber immer sehr aufgeschlossen war und Unbekanntem mutig entgegenblickte.

Anfang Dezember 1955 war es endlich so weit. Doris kam in Walvis Bay an und brachte unseren Philipp mit, einen gebrauchten VW-Kastenwagen. Wir luden das ganze Gepäck ins Auto, fuhren nach Swakopmund, dem berühmten Ferienort der Südwest, machten dort ein paar Tage Urlaub und fuhren anschließend mit unserem eigenen Auto nach Windhoek. Wir wollten gleich standesamtlich heiraten, brauchten dazu allerdings eine Sondergenehmigung (ohne Aufgebot), die aber schon nach zwei Tagen vorlag. Das Problem der benötigten Trauzeugen wurde durch zwei uns bis dahin völlig unbekannte Herren aus der Firma gelöst, die für Thorer die Finanzen regelten.

Wir heirateten also am 6. Dezember 1955 und schlossen gleich einen Ehevertrag auf Gütertrennung ab. Das war bei Ausgewanderten so üblich, denn wenn der Farmer pleiteging, konnte die Frau gleich weitermachen. Wir mussten von dieser Möglichkeit allerdings nie Gebrauch machen. Ich konnte Doris leider nicht gleich nach Haribes mitnehmen, sondern musste sie nach Dordabis bringen, auf die Farm, die Herr Spitzner für Doris' Einleben in Südwest ausgewählt hatte. Dordabis war die einzige der vielen Farmen, die der »Diamanten-Stauch« einst erworben hatte, die ihm die noblen Südwestler nach seiner Pleite gelassen hatten.

Auf diesem Anwesen wohnten zu jener Zeit die Witwe des im Jahr zuvor verstorbenen Stauch-Sohnes sowie Herrn Stauchs eigene Witwe, die überall bekannte »Oma Stauch«. Die junge Witwe hatte vier Kinder

und eine »Perle« aus Deutschland, Elisabeth Baisch, die den Haushalt besorgte. Dordabis lag etwa auf halber Wegstrecke zwischen Windhoek und Haribes, war eine wunderschöne Farm mit parkähnlichem Garten, Swimmingpool, schönen Wohnhäusern sowie einem Restaurant mit Laden. Die alte Oma Stauch lebte in ihrem eigenen Haus und war so etwas wie der Mittelpunkt der kleinen Gemeinde auf Dordabis. Doris verbrachte dort eine sehr schöne Zeit und entwickelte sich in einem »Schnellkurs« zur perfekten Farmersfrau. Ich selbst ließ mich weiterhin in Haribes als angehender Farmverwalter schulen.

Weil es sich bei Duwisib um eine weithin bekannte, von Professor Dr. Schäfer geleitete Zuchtfarm handelte, wurden zu meiner Freude viele Lämmer am Leben gelassen, aufgezogen und später verkauft. Die Qualität der Lammfelle, auf die alleine es beim Persianerschaf ankommt, kann nur ein bis zwei Tage nach der Geburt beurteilt werden. Die zur Weiterzucht bestimmten Lämmer mussten von mehreren Seiten fotografiert und schriftlich bonitiert werden. Man musste die Schafe, die mit den Hirten weit verstreut auf der großen Farm lebten, alle zwei Tage zählen. Durch Schakale und beim Lammen gingen immer wieder Schafe verloren, die dann in größeren Aktionen in dem unübersichtlichen Savannengelände gesucht werden mussten. Es wurden auch viele Zäune gebaut,

*Unser Lehmhaus Naudaus und meine Frau
mit einem Pferd mit Trakehner Blut*



zum Teil auch schakalsichere mit Maschendraht. Zudem mussten, wenn nötig, Windmotoren repariert werden und vieles andere mehr. Mir machte die Arbeit Spaß, die Gemeinschaft mit Familie Schäfer, dem Verwalterehepaar, Graf Pfeil und den übrigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern war angenehm. Die Verbindung mit der Familie von Graf Pfeil blieb über die Jahre bestehen, ihre und unsere Kinder waren im gleichen Alter. In den 1960er-Jahren trafen wir das Ehepaar wiederholt auf seinem Obstgut bei Meran.

Anfang 1956 zog ich nach Duwisib und lebte einige Zeit im Schloss, lernte die Farm und meinen neuen Chef, Herrn von Kunow, kennen und sehnte mich nach der ersten selbstständigen Stelle. Im März 1956 war es endlich so weit. Das kleine, aus Lehm gebaute Farmhaus auf Naudaus, der Nebenfarm von Duwisib, war frei und Doris konnte kommen. Wir ließen uns vorher noch in Windhoek kirchlich trauen, von Probst Höflich in der Christuskirche. Außer Probst Höflich und uns war nur noch die Organistin zugegen. Anschließend wurde für uns jedoch auf Dordabis am Nachmittag ein großes Fest ausgerichtet und gleichzeitig der Geburtstag der ältesten Stauch-Tochter – Evi – gefeiert. Endlich konnten wir gemeinsam nach Naudaus fahren. Zuvor hatte ich mir noch in Windhoek, als wir zum Heiraten dort waren, eine Pistole gekauft – eine deutsche Walter PPK –, da ich als Nichtjäger keine Schusswaffe besaß. Ich konnte sie tatsächlich später hin und wieder gut gebrauchen.

Auf der Farm gab es massenhaft Wild und große Herden Springböcke. Wenn diese erschreckt wurden, sprangen sie auf ihre typische Art davon. Es gab Kudu-Antilopen, Strauße und Paviane, Leoparden, Geparden und Schakale, die besonders lästig und gefährlich für die Schafe waren. Zum Beispiel warteten sie darauf, dass ein Schaf sich zum Lamm hinlegte und hinter der Herde zurückblieb. In dem unübersichtlichen Gelände bekam das der Hirte oft nicht mit. Dann kam der Schakal, packte das Lamm und biss der lammenden Mutter oft noch den Fettschwanz ab. Wir hatten häufig mehrere verletzte Schafe in unserem Krankenkraal, und solche Wunden heilten sehr schlecht.

Geparden waren nicht ständig auf der Farm, sondern zogen in weiten Kreisen umher. Waren sie aber da, so konnten sie oft gleich mehrere

Schafe auf einmal im Kraal (Gehege) reißen. Die Geparden kamen meist nachts, waren aber vor allem hinter den Ziegen unserer Arbeiter her. Letztere hassten diese Tiere und stellten ihnen mit Hundemeuten nach und jagten sie. Auf diese Weise gelangten wir in den Besitz vieler Gepardenfelle.

Leoparden gab es zwar immer, sie richteten aber wenig Schaden an. »Nur« unsere Fohlen wurden fast regelmäßig von ihnen geschlagen. Sie ließen sie getötet noch ein bis zwei Tage liegen, bis sie einen »Gout« hatten, und verzehrten sie dann. Diese Methode nützte man und stellte ihnen Fallen mit toten Fohlen. Während unserer Zeit vor Ort tappten drei Leoparden in solche Fallen. Aus ihren sehr schönen Fellen ließen wir später in Deutschland ein Pelzjäckchen für Doris anfertigen. Doch sie trug es schon damals selten und heute ist derlei völlig verpönt. Hätten wir seinerzeit durch die Leoparden nicht so viele Fohlen verloren, wären auch wir nicht zu Pelzherstellern geworden.

Strauße gab es massenhaft. Wenn sie sich mit ihren langen Beinen in einem Zaun verfangen und getötet werden mussten, aß niemand das Fleisch. Deshalb wundern wir uns heute darüber, dass Straußenfleisch in Deutschland als Delikatesse gilt. Auch Straußeneier fand man damals oft, sie sind so groß wie fünfundzwanzig Hühnereier, aber kaum genießbar.

Ein besonderes Ärgernis waren Pavianrotten. Vor allem die Mütter mit ihren Jungen sahen zwar putzig aus, richteten aber großen Schaden an. Wenn die Schafherden den Kraal verlassen hatten und die kleinen Lämmer, die noch nicht mitlaufen konnten, zurückblieben, kamen die Paviane. Sie rissen die Lämmer oft brutal auseinander, um an den mit Milch gefüllten Laabmagen zu kommen. Andere Teile der Lämmer verschmähten sie dagegen grundsätzlich.

Einmal hatte ich ein besonders trauriges Erlebnis mit einem schönen, alten Kudu-Bullen. Ich lief durchs Veld – so nannte man die Gras- und Buschsavanne – und sah ihn plötzlich unmittelbar vor mir im Busch stehen. Schnell stellte ich fest, warum er nicht davonlief: Er konnte nicht mehr laufen, weil einer seiner Füße dick entzündet war. Ich fuhr nach Hause, holte Fotoapparat und Pistole, machte eine Aufnahme von dem unbeweglichen alten Bullen und gab ihm den Gnadenschuss.



Alter Kudu-Bulle vor dem Gnadenschuss

Schlangen und Skorpione gab es auch zuhauf. Weil diese Tiere sehr scheu sind, fürchtete man sie kaum, sodass ich bei meinen Veld-Begehungen getrost Sandalen tragen konnte.

Wir konnten uns damals nach unserer Heirat keine Flitterwochen leisten. Die gemeinsame Zeit in Naudaus – etwa zwanzig Kilometer vom nächsten Farmer und achtzig Kilometer vom nächsten Ort (Maltahöhe) entfernt – war jedoch eine einzige ununterbrochene Flitterzeit, die gleich nach der Hochzeit begann. Neben der Freude an der Landwirtschaft hatte für mich die Einheit von Beruf, Familie und Wohnumfeld einen sehr hohen Stellenwert. Das alles war in Naudaus gegeben. Wir waren allein, hatten sehr zuverlässige, gute Mitarbeiter und stets Sonnenschein. In Naudaus am Rande der Namib regnete es durchschnittlich nur etwa hundert Millimeter im Jahr, und dieser Regen fiel in der kurzen Regenzeit an wenigen Tagen. Die übrige Zeit des Jahres schien ununterbrochen die Sonne aus blauem Himmel. Trotzdem war es nicht zu heiß, denn die Farm lag in eintausenddreihundert Meter Höhe.

Besuch bekamen wir sehr selten. Einmal besuchte uns Professor Volk, der als Botaniker an Sukkulenten (Pflanzen trockener Gebiete, die in

Wurzeln, Blättern und Spross viel Wasser sammeln können) interessiert war, die es in unserer Gegend in großer Zahl gab. Einmal traf auch Herr Hirner aus Barcelona mit dem Flugzeug bei uns ein, denn Duwisib hatte natürlich einen eigenen Flugplatz. Als Mitbesitzer von Duwisib wollte Herr Hirner nach dem Rechten sehen. Als waschechter Schwabe freute er sich über die selbst gemachten Spätzle meiner Frau. Er erzählte von seinen Reisen mit Bundespräsident Lübke und seinem Plan, sich bei Schwäbisch Gmünd einen Bauernhof zu kaufen.

Auf Naudaus waren in guten Regenzeiten (manchmal regnete es zweihundertfünfzig Millimeter im Jahr und manchmal nur sechzig) fast vier-tausend Karakulschafe und circa sechzig Rinder zu betreuen. Es lebten etwa zwölf Arbeiter mit ihren Familien auf der Farm und wir hatten mit allen ein sehr gutes Verhältnis. Nur einmal hat ein junger Mann einen unserer Vorarbeiter, dessen Frau er begehrte, fast totgestochen. Plötzlich erhob sich nachts ein fürchterliches Geschrei und beim Nachsehen stellte ich fest, dass unser Vorarbeiter Piet Messerstiche in Brust und Rücken hatte. Außer Blut trat auch Schaum aus der Lunge aus, aber das Herz war zum Glück nicht getroffen. Wir fuhren mit Piet und dem Täter nach Duwisib, unterwegs bewachte Doris den Angreifer, der hinten auf der offenen Pritsche saß, mit der Pistole, um seine Flucht zu verhindern. Wir telefonierten nach der Ärztin, die trotz achtzig Kilometer Entfernung ziemlich schnell kam und Piet mit ins Krankenhaus nahm, und wie durch ein Wunder wurde Piet bald wieder geheilt entlassen. Der Täter wurde einige Zeit eingesperrt und verschwand später in eine andere Gegend. Diese nächtliche Fahrt mit dem schwer verletzten Piet und dem Täter war eine große Herausforderung und eine Mutprobe sondergleichen gewesen.

Im September sollte unser erstes Kind geboren werden. Da wir uns so abseits ärztlicher Hilfe befanden, beschlossen wir, dass Doris die drei Wochen bis zum Termin in Haribes auf die Geburt warten sollte. Von dort waren es zum Krankenhaus nur fünfzig Kilometer. Unser Heiner kam aber fast vier Wochen früher, und so hat es auf schlechten Farmwegen und Wellblechpisten nur nach Maltahöhe gereicht. Dort wurden Mutter und Kind von einer deutschen Ärztin sehr gut versorgt.

Zu dritt wieder zu Hause in Naudaus fing unser Glück erst richtig an. Ich war häufig zu Hause. Telefon, elektrisches Licht, Eisschrank und Radio gab es nicht, aber einmal in der Woche fuhren wir nach Maltahöhe, um Post und was wir sonst noch brauchten zu holen. Doris hatte in Dordabis gelernt, sparsam zu wirtschaften. Wir brauchten nicht viel, wenn man davon absieht, was wir alles selbst erzeugten: täglich frische Milch und Butter, verschiedene Gemüse im bewässerten Garten, lange Zeit im Jahr auch Trauben und herrliche Feigen. Äpfel, Bananen und Wein ließen wir uns kistenweise aus Südafrika kommen. Jede Woche wurde für die Versorgung der Arbeiter und ihrer Familien geschlachtet, meist Ziegen, manchmal auch Hammel, deren großer Fettschwanz ein gutes Koch- und Bratfett lieferte. Die Nahrungsmittel wurden in einem Kühlhaus aufbewahrt, an dessen porösen Wänden ständig Wasser heruntertröpfelte. In der trockenen Luft verdunstete das Wasser schnell und kühlte das ganze Häuschen.

Ich verdiente fünfundvierzig englische Pfund im Monat, das entsprach etwa fünfhundert DM. Davon konnten wir gut leben. Ich begann damals auch, Aktien zu erwerben, aber ohne Erfolg. Dafür verkauften wir bald unseren Philipp, und für das Geld kaufte ich Ochsen. Leider durfte ich sie wegen des geringen Niederschlages nicht in Naudaus halten. Deshalb suchten wir einen Farmer, der sie »in Pension« nahm und mir die Hälfte des Erlöses gab. Mein Partner war Fürst Solms-Baruth, der einem alten hessischen Adelsgeschlecht entstammte und in Namibia eine große Farm besaß. Er lebte allein mit einem schwarzen Diener, der zum Servieren immer weiße Handschuhe tragen musste. Fürst Solms hat meine Ochsen 1957 für 400 englische Pfund gekauft, sie gut versorgt und nach circa eineinhalb Jahren für 646 englische Pfund weiterverkauft. Das entsprach einer guten Verzinsung, sodass wir auf diese Weise einen kleinen Nebenverdienst hatten. Zum Glück wurden wir mit unserem Ochsenexperiment nicht allzu sehr von der großen Dürre getroffen, die angeblich, wie bereits im Alten Testament stand, alle sieben Jahre die Herden dezimiert. Ab 1958 regnete es bei uns in Naudaus so wenig, dass nach und nach etwa ein Drittel der Tiere aufgrund von Futterknappheit verendete. An den Kauf von Futter war aus Kostengründen leider nie zu denken.

Zur üblichen Methode eines Einwanderers beziehungsweise eines »Importierten« – wie die Südwester abschätzig sagten –, seinen Unterhalt zu sichern, gehörte es, eine Farm zu finden, auf der man arbeitete, und die Erlaubnis des Farmers einzuholen, statt eines Gehalts nebenher eigenes Vieh zu halten. Durch gute Bewirtschaftung und günstigen Verkauf des Viehs konnte man sich innerhalb von fünf bis zehn Jahren mit etwas Glück eine eigene Existenz aufbauen, vielleicht die Farm pachten und später sogar kaufen. Uns war diese Möglichkeit nicht vergönnt. Ich durfte auf Duwisib kein Vieh halten, und das Vieh einem anderen Farmer zu geben und mit fünfzig Prozent des Erlöses zufrieden zu sein, rechnete sich nicht.

Als Einwanderer hatte man auch den großen Nachteil, bei Fachgesprächen oder Gesprächen über Politik nie mitreden zu können. Man war eben »Importierter« und hatte deshalb keine Ahnung. In meinem Fall galt das hauptsächlich bei Gesprächen über das Dritte Reich oder die Apartheidpolitik. Es war fast unglaublich, welche falsche Vorstellungen sich die Deutschen in Südwesafrika vom Nationalsozialismus und vor allem von der Rassenpolitik des Dritten Reiches machten. Weil gerade zu jener Zeit – stark befürwortet von den Deutschen – die Rassentrennungspolitik eingeführt und brutal durchgesetzt wurde, gab es immer wieder Anlässe, über dieses Thema zu diskutieren. Ich war zwar durchaus nicht der Meinung, dass Bantus und Weiße sich nicht in vielerlei Beziehung unterschieden, aber die durch Gesetze verhängte Aussperrung und Benachteiligung der Schwarzen lehnte ich grundsätzlich ab. So stand ich bei solchen Gesprächen eigentlich immer auf einsamem Posten. Das nahm man mir aber nicht allzu übel, weil ich als »Importierter« ja ohnehin als ahnungslos galt. Dennoch ärgerte es mich und bestärkte mich vielleicht sogar im Lauf der Zeit in meiner Ablehnung dieser menschenverachtenden Politik.

Im Lauf der Zeit wollten wir uns gerne einen Hund zulegen. Wir bekamen eine wunderschöne Dogge, die unser Haus und die Kinder aufs Beste bewachte. Auch einen Petroleum-Eisschrank schafften wir uns eines Tages an, in dem man einmal täglich auf drei oder vier Brennstellen Petroleum verbrennen musste, damit er einen Tag lang gut kühlte. Auch